

Je selbstbewußter man den Siegern entgegentrat, desto besser wurde man mit ihnen fertig.

1947 wurde hier unserem Lehrer sämtliche Wäsche gestohlen. Wir schnitten den Dieben den Weg ab und erwarteten sie vor Scharnhorst, wir nahmen ihnen zehn Gänse, sämtliche Wäsche und alle Räder ab. Leider bekam mein Landwirtschaftslehrling dabei einen bösen Schnitt in den Unterleib und ich drei Messerstiche. Leider sind die Täter nicht verurteilt.⁹

Dokument 42

Eschede: Heinrich Wrede, Landwirt

15. April 1947

Es war so: Wir bekamen Nachricht, daß Mitte Januar 1945 größere Trecks unterwegs seien, es sei bald mit ihrer Ankunft zu rechnen. Am gleichen Tage wurde ich zu dem Leiter der NSV in Eschede gerufen. Dort waren zwei Flüchtlingsquartiermacher, die uns hier helfen sollten. Wir konnten uns zuerst kein Bild davon machen, wie alles vor sich gehen würde, aber wir trafen unsere Vorbereitungen.

Im Lachmundschen Saale [Gasthaus] wurde eine Behelfsküche eingerichtet und mit Stroh Nachtlager für die Treckleute geschaffen, ebenfalls in Gottschalks Saale. Ich hatte die Aufgabe, für die Unterbringung von Menschen, Pferden und Wagen zu sorgen. Ich ging zunächst von Hof zu Hof, um festzustellen, wieviel Pferde jeder Bauer unterbringen könnte in Stall und Scheunen. Ich konnte bei den 20 Bauern rund 400 Pferde unterbringen. Am 20. Januar [1945] trafen die ersten Trecks ein. Es war eine gewaltige Menge: 1600 Menschen und 350 Pferde. Aber es ist alles in Ordnung gegangen, jeder Mensch und jedes Pferd hat seine Nahrung und seine Unterkunft gefunden. Die letzten bekamen allerdings kein warmes Essen mehr, dafür aber belegte Brote. Die Kartoffeln wurden aus dem Dorfe gegeben, das Fleisch wurde auf Bezugscheine geliefert.

Eschede war Auffangstation für die Kreise Celle und Burgdorf, deshalb wurde hier jeder Mensch registriert. Von hier kriegten alle ihre Anweisungen, wie und wo sie unterkommen würden. Wir hatten Listen geschickt bekommen mit der Unterbringungszahl für die einzelnen Dörfer. Für diese Organisation sorgte die NSV. Die Trecks kamen von Uelzen, das ist bis

⁹ Zum Bericht von Wilhelm Brese vgl. auch die von ihm später verfaßten Schriften: Erlebnisse und Erkenntnisse des langjährigen Bundestagsabgeordneten Wilhelm Brese von der Kaiserzeit bis heute, Marwede 1976, S. 54 ff.; Geschichte der CDU in Stadt und Landkreis Celle von der Gründung 1946 bis 1966, Marwede 1984; Marwede. Eine Perle der Südheide, Marwede 1986, S. 82 ff. (alle im Eigenverlag Wilhelm Brese). Zu Wilhelm Brese vgl. auch Kurzbiographie im Anhang.

Eschede eine Entfernung von 36 km auf der schnurgeraden Heerstraße. Wenn sie hier ankamen, waren sie so erschöpft, daß sie dann buchstäblich auch nicht mehr weiterkonnten. Sie fuhren also alle bis Lachmund, dann war stop. Von jedem Wagen stieg dann eine Person herunter und ging ins Registrierzimmer, hier mußte er alle Leute von seinem Wagen nach Namen und Geburt ansagen. Die beiden Quartiermacher, die vom Landratsamt aus dem Warthegau sie hier erwarteten, registrierten alle.

Wir hatten die Leute aus dem Kreise Altburgund [Wartheland] hier aufzunehmen im Landkreise. Jeder bekam dann einen Zettel mit dem Stempel der NSV, der diente zum Essenempfang. Ein zweiter wurde für die Pferdezahl ausgestellt. Mit diesen Scheinen kamen die Leute zu mir, ich stand vor Lachmund und hatte nun die schwere Aufgabe, Mensch und Tier zu trennen, denn es war nicht möglich, auch die Menschen da unterzubringen, wo die Pferde und Wagen untergebracht werden mußten. Es war unmöglich, daß diese Wagen, besetzt mit je 8 und 15 Personen, beim Bauern so, wie sie waren, auf den Gehöften Unterkunft fanden. Ich richtete es immer so ein, daß die Trecks, die zuerst kamen, am weitesten einquartiert wurden, denn in der frühen Dunkelheit und bei der Verdunkelung war alles ja so viel beschwerlicher. So mußten sie bis Klein-Habighorst etwa anderthalb Kilometer von hier. Natürlich wollten alle bei ihren Wagen bleiben. Manche Frauen fuhren ihren Wagen selbst, hatten kleine Kinder mit und waren ohne Mann, die ließ ich natürlich am dichtesten bei der Gastwirtschaft. Für Kranke war die Station des DRK freigestellt. Die ersten Trecks trafen meist um zwei Uhr ein, die letzten oft erst gegen Mitternacht. Ich schrieb auf die Pferdescheine die Namen der Quartierbauern, diese waren so unterrichtet, nahmen die Scheine an und gaben pro Pferd drei Pfund Hafer und das nötige Heu. Das Korn, das wir auf diese Scheine ausgaben, bekamen wir später von der Mühle wieder, weil unser Ablieferungssoll hier noch auf der Mühle lagerte. Bezahlen lassen hat sich kein Bauer das, was er für die Trecks ausgegeben hat. Die Küche war tadellos in Ordnung. Es kochten die Frauen von der Frauenschaft, sie haben sich wirklich große Mühe gegeben. Einige Frauen haben wir direkt angestellt zum Kartoffelschälen. Sie haben alle ihr Bestes getan, wenn abends um zehn Uhr noch Essen warm gemacht werden mußte, brauchte ich nur anzurufen, und sie waren alle wieder da. Sonst gingen sie so gegen acht Uhr nach Hause. Aber die Trecks konnten ankommen, so spät sie wollten, sie sind immer alle noch gepflegt worden, Menschen und Pferde. Das Schwierige war, daß wir nie aus Uelzen eine Auskunft kriegen konnten, wann und wieviel ankommen würden. Ich habe auch die Siedlung nach Uelzen zu von Dr. Neye mit belegen müssen, obwohl es mir sehr schwer wurde, die Treckleute so weit schicken zu müssen. Fast zwei Kilometer, aber was sollten wir machen?

In den ersten 14 Tagen ab 20. Januar kamen rund an jedem Tage 1600 Menschen und 350 Pferde hier an. Die höchste Zahl sind einmal 2400

Menschen und 500 Pferde gewesen. Wenn ich dann abends um neun Uhr zum Essen nach Hause kam, war ich einfach kaputt. Solange ich dazwischen war, war ich wie eine Maschine, die alles tat, was getan werden mußte. Um mich herum standen immer 15 bis 20 Menschen, die ihre ganz persönlichen Wünsche erfüllt haben wollten. Im Registrierzimmer war ja nichts weiter erfolgt, als daß die Scheine ausgefüllt wurden, bei mir aber kam nun die Praxis heran. Als Ortsbauernführer hatte ich die Verantwortung für das alles. In diesen ersten 14 Tagen bin ich nicht viel weiter gekommen als von Lachmund – das ist schräg gegenüber – bis zu meinem Hofe und zurück. Morgens mußte ich ja auch dafür sorgen, daß die Trecks wieder ordnungsgemäß wegekamen. Dann fehlte dem einen etwas am Geschirr, Räder waren kaputt, die Pferde waren abgetrieben und mußten hierbleiben. Es waren auch die uns zugeteilten Flüchtlinge im Dorfe unterzubringen. Aber einen Zwang hat es dabei nie gegeben, ich bin mit allen Leuten gut fertig geworden. Ein Bauer von hier hat mich mal gefragt: „Wie wird's denn mit dem Gelde für den Hafer? Das kann ich doch nicht dazugeben?“ Da habe ich gesagt: „Otto, wenn du das nicht kannst, denn will ich es dir dazugeben!“ Damit war die Sache natürlich erledigt. Das höchste bei mir waren einmal 60 Pferde in Quartier. Heu gaben wir natürlich alle umsonst her. Das kam so, weil auf einmal zu meinen 30 Pferden, die bei mir standen, noch 30 aus Weyhausen kamen, die da nicht verpflegt worden waren. Erika¹ war immer ein bißchen langweilig. Etwas Heu haben wir auf Veranlassung der Kreisbauernschaft wiederbekommen. Es kam aus Bröckel ein Telefonanruf, zwei Wagen mit zusammen 80 Ztr. würden ankommen. Aber wo abladen? Am besten verteilen. Das ging natürlich nur mit Taxieren. Wir hatten die Zahl der auf den Höfen verpflegten Pferde ja auf den Listen.

In der ersten Zeit kamen die Trecks ziemlich früh am Nachmittag an, dann kamen sie immer später. Kamen sie sehr rechtzeitig, dann schickten wir sie noch bis Garßen [bei Celle], das hatte sich herumgesprochen: „Wir kommen spät, weil ihr sonst immer noch weiterschickt!“ Wenn ich dann sagte: „Morgen seid ihr an eurem Bestimmungsort!“, dann kriegte ich immer wieder zu hören: „Wir glauben da nicht mehr dran, das ist uns nun schon hundertfünfzig Mal gesagt, wir sollen einfach auf der Landstraße bleiben, bis wir umfallen!“ Vom 5. bis zum 23. Februar kamen dann rund 1000 bis 1200 Menschen mit den entsprechenden Pferden. Einmal hat mich Bauer Karl Schütze zwei bis drei Stunden vertreten, sonst habe ich alles ganz allein angeordnet. Zuerst hatte ich genug Jungen, die dabei herumstanden und die ich mitschickte, damit die Leute die Höfe fanden. Nach acht Tagen ließ sich kein Junge mehr sehen. Ich rief den Ortsgruppenleiter Linnewedel an: „Schicke mir doch mal die HJ her!“ – „Jawohl, sie sollen sofort antreten!“ Aber keiner ließ sich sehen, sie hatten vom

¹ Erika Michaelis, von ihr Dokument 43.

Bann andere Aufträge zu erfüllen, es war reinweg schlimm, wenn man abends so dazwischen stand und 300 Pferde sollten unter Dach und Fach. Schließlich hat sich mir die Feuerwehr zur Verfügung gestellt und treu die Leute durch das dunkle Dorf geführt.

Am 21. Februar kam die große Explosion, wo sechs beladene Munitionswagen auf dem Bahnhof in die Luft gingen, dadurch wurden vier Häuser total zerstört, vier Menschenleben sind zu beklagen gewesen, und einige Leute wurden schwer verletzt. Drei weitere Häuser wurden zu 50 Prozent beschädigt. Fast sämtliche Häuser des Dorfes hatten keine Fensterscheiben mehr und keine Dachziegel. Am gleichen Abend kam der Landrat mit dem Kreisleiter, sahen sich den Schaden an und sagten sofortige Hilfe zu. Vor allem sollten von nun an die Trecks umgeleitet werden über die Nachbardörfer. Es wurden von den Nachbardörfern Arbeitskräfte angefordert für das behelfsmäßige Eindecken der Dächer. Nach einigen Tagen kamen auch die ersten Dachsteine aus den Beständen, die noch im Kreise Celle lagerten. Bürgermeister Brockelmann² hat sich tatkräftig für alles eingesetzt, daß Dachziegel und Fensterpappe und ein Waggon Bretter auf dem schnellsten Wege herangeschafft wurden. Täglich kam ein Lastzug mit Dachziegeln an. Zuerst wurden die Wohnhäuser, dann die landwirtschaftlichen Gebäude, in denen Viehfutter und Korn lagerten, wieder eingedeckt. Aus dem Kreise wurden zehn Dachdecker herangeholt. Leider wurden sie nach drei Tagen schon wieder abgerufen, da in Celle der Güterbahnhof bombardiert worden war und auch der Bahnhof Uelzen. Die Gestellung der Ziegel stockte nun. Die letzten Häuser sind erst 1946 wieder eingedeckt. Auch das letzte Fensterglas ist erst in dem Jahre wieder eingesetzt. Höchstens die Hälfte der Fenster wurde gleich repariert, es ging doch sehr langsam.

Vier Tage nach der Explosion nachmittags um vier Uhr standen plötzlich zehn Treckwagen vor mir auf der Straße. „Wo kommt ihr denn her? Ihr solltet doch andersherum fahren?“ Ich war zuerst ratlos, da kam mir gerade der eine Flüchtlingsbetreuer und Quartiermacher in den Wurf. Ich sagte ihm, daß wir nun schnell wieder anfangen mußten, die Leute zu registrieren und unterzubringen. Er meinte, er habe keine Weisung, und die Leute hätten ja andersherum fahren können, außerdem habe er seine Listen schon eingepackt, und in dem Registrierzimmer säßen Soldaten. Ich sagte, er müßte die Listen wieder auspacken, und außerdem würden die Soldaten nichts dagegen haben, wenn er dort seine Arbeit täte. Er sagte, wo die Soldaten säßen, arbeitete er nicht. Schließlich ging mir der Hut hoch. Ich sagte: „Wenn Sie es nicht wollen, dennso lassen Sie es, ich kriege auch das noch fertig“, ging zu den Soldaten und fragte, ob ich wohl mal die Schreibmaschine kriegen könnte und ein bißchen Platz, was sie alles bereitwillig bejahten. Dann erboten sie sich von selbst, solange in die

² Erich Brockelmann, Tischlermeister, 1933–April 1945 Bürgermeister von Eschede.

Gaststube zu gehen. Dann erst war der Herr Flüchtlingsbetreuer bereit, seine Registrierung vorzunehmen. Nun kamen täglich wieder Trecks, bald täglich an tausend Menschen, sie wurden untergebracht, obwohl wir keine Dächer hatten. Schlimm war es, weil der Lichtschein durchdrang und die Flieger eine sehr rege Tätigkeit entfalteten. Wir haben oft eine heillose Angst gehabt.

Dann kam die Nachricht aus Uelzen: Nun kämen Schwarzmeerdeutsche, die hätten kleine Tiere unter ihren Pelzmützen, man könnte sie nicht mit den andern zusammenbringen. Wir müßten sie auseinanderhalten. Man konnte sie leicht kennen, sie hatten wattierte Jacketts und Pelzmützen wie die Russen. Wir nahmen noch zwei Klubzimmer bei Kuhlmann und bei Gottschalk dazu und mußten uns nun sehr geschickt durchwinden. Schwarzmeerdeutsche kamen in den Saal, die Reichsdeutschen in die Klubzimmer, leider war der eine Saal durch die Explosion abbruchreif. Aber zusammen schlafen wollten und konnten die beiden Parteien ja auch nicht. Vom 23. Februar bis zum 23. März kamen täglich diese Trecks in gleicher Zahl. Dann kamen auch Transporte außerdem, teils mit der Bahn, teils wurden sie geschleppt, es wurden täglich rund 20 pferdelose Wagen hinter einem Trecker hängend eingeschleppt. Das Weiterschaffen mit Pferden und Treckern hatten wir zu besorgen, bezahlt wurden natürlich diese Fahrten nicht. Das ging so bis zum 8. April 1945 bis kurz vor dem Einmarsch. Da kamen wieder Trecks mit 30 000 bis 40 000 Menschen. Was wir weiterbefördern mußten, fuhren wir aber meist aus Menschlichkeit nicht nur bis Garßen, sondern gleich nach Celle, so habe ich täglich 150 bis 200 Menschen weiterbefördert auch noch nach dem Einmarsch. Die Küche wurde mit Genehmigung des Military Government weitergeführt, sie hat weit über 100 000 Menschen verpflegt. Ich mußte dafür sorgen, daß sie weiterkamen; konnten sie es nicht allein schaffen, mußten wir die Fahrzeuge bereitstellen. Das war nicht so einfach, weil ja die Kartoffelpflanzzeit war, aber das half nichts, es mußte eben reihum gehen. Ich sagte den Flüchtlingen einfach: „Ihr müßt warten bis zwei/drei Uhr, dann können wir erst fahren!“ Den ganzen Sommer ist das so weitergegangen. Hier auf dem Hofe haben wir Unzählige verpflegt, am liebsten wollten sie auch noch immer ein Stück Speck mithaben. 1946 kamen aus Holstein neue Trecks, sie sollten dahin, wo es an Pferden mangelte. Als es im Rheinland mulmig wurde und der Rhein gefährdet, kamen auch einzelne Trecks von dort nach dem Osten in umgekehrter Richtung gezogen. Leute, die in Mecklenburg noch einen Hof hatten.

Späßig war, als wir das Heu aus Bröckel verteilten, zogen sich die Flüchtlinge für ihre Pferde aus dem stehengebliebenen Fuder etwas heraus. Wir ließen sie, als wir aber wiederkamen, waren gut 15 Ztr. vom Wagen herunter. Während dieser ganzen Zeit sind keine Streitigkeiten zwischen den Bauern oder den Flüchtlingen vorgekommen. Wir selbst konnten uns in unserm Hause, das so nahe dem Gasthause Lachmund an der

Straße lag, der Leute nicht erwehren. Alle versuchten, ob sie nicht doch bei uns unterkommen könnten, besonders Mütter mit kleinen Kindern, alle wollten gerne von ihren mitgebrachten Vorräten bei uns privat kochen. Unsere Wohnstube, unsere Küche, unsere Fremdenstube waren immer belegt. Daneben hatten wir ja auch unsere Landwirtschaft weiterzuführen. Bei den vielen fremden Gästen ging auch manches an Inventar mit weg, mancher Kochtopf, Löffel, Pferdeputzgeschirr, Leinen und so fort.

Einen Vorfall werde ich nie vergessen: Es war abends gegen neun Uhr, da kam eine ostpreußische Gräfin und fragte nach einem Privatzimmer bei uns an. Sie wäre eine Gräfin und hätte einen großen Besitz gehabt. Meine Frau sagte ihr, daß sie den letzten Raum, den wir noch gehabt hätten, vier Frauen mit kleinen Kindern eben eingeräumt hätte. „Was?“ rief sie ganz entsetzt aus, „so gewöhnlichen Leuten geben Sie Ihre Wohnstube, und mich als Gräfin lassen Sie hier auf dem Holzkasten in der Küche sitzen?“ Ich antwortete: „Ob Sie Gräfin sind oder nicht, ist in diesem Falle ganz gleichgültig. Sie sind alle Flüchtlinge, und die kleinen Kinder mit ihren Müttern gehen in diesem Falle vor, und wenn Sie nicht auf meinem Holzkasten sitzen wollen, so müssen Sie eben aufstehen!“ – „Wenn man mir das vorgestern noch gesagt hätte, ich würde kein Zimmer mit fließendem Wasser haben und müßte auf einem Holzkasten sitzen!“ Dabei blieb sie, aber ich konnte ihr nicht helfen. Dabei erfuhr ich, daß sie einen bequemen Wohnwagen hatte mit Betten, Ofen und allem, was dazugehört.

Die Unterbringung der Flüchtlinge im Dorf war nicht einfach, aber es wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Wir haben 2000 Einwohner auf 2000 Flüchtlinge, also hundert Prozent.

[...] Ein schweres Problem waren die ausländischen Kriegsgefangenen, die noch drei Tage vor dem Einmarsch in Eschede aufgenommen und gepflegt werden mußten. Es waren 3000 Gefangene, 170 Mann habe ich auf meinem Heuboden gehabt. Wie es hieß, für eine Nacht. Am andern Morgen fragte ich, wann sie weg wollten, das wußten sie nicht. Gerbode aus Rebberlah [Nachbarort] rief an: „Sieh bloß zu, daß die 3000 Serben aus Eschede wegkommen! In Hustedt sind schon Amerikaner!“ Ich ging zu dem Führer des Gefangenentransportes, einem Major, der noch bei Gottschalk auf seinem Zimmer schlief. Der sagte: „Wo sollen wir hin? Auf irgendeiner Stelle faßt er uns doch! Verpflegung haben wir auch nicht mehr!“ – „Wenn es weiter nichts ist? Satt sollen sie alle werden, wenn die Serben bloß heute noch wegkommen!“ Das wurde mir zugesagt. Ich setzte mich sofort mit sämtlichen Bauern in Verbindung, ließ die Kartoffeldämpfer in Gang setzen, die Kessel scheuern, und die Gefangenen halfen redlich mit, weil sie wußten, sie durften sich in Kartoffeln nun gründlich satt essen. Dann sagte ich: „Halten Sie sich nun bloß nicht mehr lange auf!“ Und wir wurden die Leute wirklich los.

Zwei Tage ehe der Einmarsch war, sollte der Wachholderhof – das Ma-

rinesperrzeugamt³ – gesprengt werden. Die Sirene sollte die Bevölkerung vorher benachrichtigen durch ein Heulen von fünf Minuten. Dann hätte jeder im Keller zu verschwinden. Ich wollte gerade in den Keller, als zwei Offiziere bei mir ankamen und zwölf Gespanne sofort verlangten; sie sollten die Soldaten bis Breitenhees [Landkreis Uelzen] weiterfahren, dann kämen die Gespanne wieder zurück. Ich hatte keinen guten Glauben daran, die Bauern waren schon alle im Bunker, die Gespanne im Stall, alle sagten: „Das geht nicht. Wir kriegen die Pferde nicht wieder.“ Ich sagte: „Was wollt ihr lieber, die Pferde behalten oder die Soldaten nicht weitertransportieren, dann ist die Folge davon, daß sie das Dorf verteidigen. Und was habt Ihr denn ...?“ Aber sie waren alle langweilig. Ich ging um ein Uhr zu Schütze, dort überraschte mich die erste große Sprengung, und ich saß bei ihm im Bunker. Um zwei Uhr war ich auf dem Gute, wo der Stab lag, und sagte, daß ich, so leid es mir täte, nur sechs Gespanne zusammenkriegen könnte. „Gut“, sagte man mir, „dann muß ich mit den 150 Mann am Ausgang des Dorfes eine Stellung beziehen und das Dorf verteidigen. Wenn Sie Interesse daran haben, daß es nicht passiert, dann sorgen Sie für die zwölf Gespanne!“ – „Gut“, sagte ich, „geben Sie mir zwölf Soldaten, die von den Höfen die Gespanne herunterholen, wo die Pferde nicht ausreichen, müssen Ochsesgespanne aushelfen!“ Um vier Uhr hatten wir alles zusammen, bei Schütze spannten sie gerade die Ochsen vor den Gummiwagen. Ich sagte noch schnell: „Nehmt doch bloß den Gummiwagen retour, wer weiß, ob der wiederkommt!“ Da haben sie denn die Ochsen vor den Ackerwagen gespannt, das war am Mittwoch, dem 11. April. Am 12. haben hier noch Leutnants übernachtet. Die Panzerfäuste hatten sie bei sich. Der Führer schlief gegenüber bei Netz. Ich unterhielt mich mit ihm und sagte: „Der Feind ist doch schon zu hören, und Sie übernachteten hier noch?“ – „Ja“, sagte er, „man müßte hier den Volkssturm mobil machen, alle uk-gestellten Männer hochkriegen und den Ort verteidigen!“ Um neun Uhr sind sie aber doch abgerückt, und um zehn Uhr war der Feind hier. Am Freitag, dem 13. April, wurden am Eingang des Dorfes weiße Fahnen herausgehängt. Ein Viertel vor zehn Uhr kamen zwei SS-Leute angerast und wollten die weißen Fahnen herunterholen. Sie wollten Misselhorn und den Bürgermeister Brockelmann totschießen. Sie kamen wirklich hier vorbei, Brockelmann in ihrer Mitte. „Sie werden jetzt umgelegt, kommen Sie mit zum Eingang des Dorfes!“ Brockelmann antwortete: „Um des Himmels Willen, das ist doch in meinem Dorfe nicht möglich!“ Als sie dann am Eingang des Dorfes waren, kamen ihnen schon die ersten Panzer entgegen. Die SS warfen ihre Räder weg, flüchteten durch unseren Garten, und weg waren sie.

³ Von der Marine unterhaltenes großes Waffen- und Munitionslager bei Starkshorn; für die dort Beschäftigten wurde zwischen Eschede und Starkshorn eine kleine Siedlung, die noch heute bestehende Ortschaft Marinesiedlung, angelegt.